

## Immer der Arbeit nach

In der Heimat überflüssig, im Ausland begehrt: So viele Deutsche wie noch nie fanden seit Ende des Zweiten Weltkriegs einen Job in der Ferne. Auswanderer erzählen von Glücksmomenten und Krisen - und wie sie es geschafft haben.

Thomas Reiche, 46, hat sich eine Fahne gekauft, blaues Kreuz auf rotem Grund - am Nationalfeiertag wird sie gehisst, dann zieht er seinen guten Anzug an und winkt den Umzügen zu. Thomas Reiche ist Deutscher, aber er wohnt im Örtchen Manstad in Südnorwegen. Dort hat er einen gut bezahlten Job als Maurer, ein weißes Holzhäuschen mit rotem Schuppen, vier Angelruten und ein kleines Boot im Oslo-Fjord. "Hier geh ich nicht mehr weg", sagt er. "Ich kann das nicht, mich noch mal in die Schlangen vor dem Arbeitsamt einreihen."

Die Auswanderung nach Norwegen war für den Maurer aus Markranstädt bei Leipzig eine Befreiung. In Deutschland musste er vor fünf Jahren seine Baufirma schließen und elf Mitarbeiter entlassen. Es folgten zwei Jahre Sozialhilfe, dann Jobs ohne Zukunft - als Hausmeister im Westen, als Leiharbeiter in Österreich. Das Angebot, nach Norwegen zu gehen, machte ihm das Europa-Job-Center Magdeburg, das Deutsche mit Sprachkursen und Bewerbungstraining aufs Ausland vorbereitet. "An einem Freitag hab ich's erfahren, Montag sollte es losgehen", erinnert sich Reiche. "Also habe ich nicht lange nachgedacht, alle Sachen ins Auto gepackt und bin losgefahren."

**Raus aus der Depression:** Mehr als 150.000 Deutsche haben es 2004 gemacht wie Thomas Reiche - sie sind fortgezogen aus Deutschland und haben sich irgendwo auf der Welt einen neuen Platz gesucht, zum Leben und zum Arbeiten. 150.000 - das ist, als würde etwa ganz Heidelberg die Koffer packen. Es sind 18 Prozent mehr als 2003, und es ist die höchste Zahl seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Und mit den 150.000 sind längst nicht alle Auswanderer erfasst. Der Osnabrücker Migrationsforscher Professor Klaus Bade sagt: "Es gehen mehr Deutsche ins Ausland, als aus der offiziellen Fortzugstatistik hervorgeht." Erfasst werden nur diejenigen, die sich beim Amt offiziell abmelden. Das machen aber viele nicht, aus Unsicherheit darüber, ob sie nicht doch bald zurückkommen.

## Wohin die Deutschen gehen

2004 meldeten sich 150.000 Deutsche in der Heimat ab. Sie zogen in über 200 Staaten. Die zehn beliebtesten Länder:

**USA** 12 976

**Schweiz** 12 818

**Polen\*** 9658

**Österreich** 8532

**Großbritannien** 7842

**Frankreich** 7270

**Spanien** 7196

**Niederlande** 3571

**Italien** 3448

**Belgien** 2548

\* Experten gehen davon aus, dass es sich hier vor allem um Aussiedler handelt, die nach Polen zurückgehen.

Wer jetzt geht, tut das nicht unbedingt, weil ihm ein verlockendes Jobangebot gemacht wurde oder weil die Firma ihn schickt. Immer mehr Menschen treibt die Not. "Hauptgrund sind die schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt", sagt Forscher Bade. "Außerdem wird das Netz der sozialen Systeme in Deutschland lockerer. Ein Durchrutschen ist leichter als früher." Da versucht man es schon mal mit einem Job fern der Heimat, verlässt die Familie, geht in ein Land, das man nicht kennt, und hofft, dass alles klappt.

Metzgermeister Franz Loibl, 39, hatte drei Monate Zeit, um sich für sein neues Leben zu entscheiden. Drei Monate Bedenkzeit, ob er die 5000-Seelen-Gemeinde Schöllnach/Bayern gegen die Drei-Millionen-Metropole Johannesburg/Südafrika eintauschen sollte.

Nach der Probearbeit sagte er seinem neuen Arbeitgeber zu und buchte schließlich die Tickets für seine Frau Lisa, 34, und die Söhne Leo, 3, und Konstantin, 8. Mit einem zwölfstündigen Flug ließen sie Deutschland und Europa hinter sich.

Die Scheibenwischer seines Autos hat Franz Loibl seit Monaten nicht mehr benutzt. In Südafrika ist derzeit Frühling, 28 Grad, blauer Himmel. Seine Frau genießt das schöne Haus, das sie sich jetzt leisten können, und den Pool. Doch Franz Loibl träumt vom Schnee. Auch nach eineinhalb Jahren in Johannesburg hat er immer wieder Heimweh. Er sagt: "Zu Hause fängt bald die Skisaison an."

Aber zu Hause ließ sich kein Geld mehr verdienen. Zwei Metzgereifilialen mit 15 Mitarbeitern hatte Loibl im Bayerischen Wald. Erst starben die Tante-Emma-Läden, die treuesten Abnehmer. Dann kauften die Supermärkte ihre Würstchen nur noch bei günstigen Großlieferanten. Zuletzt brachten tschechische Metzger ihre Ware über die nahe Grenze. Den Preiskampf konnte er nicht gewinnen. "Ich habe versucht, mich mit einem Catering-Service zu retten, aber das machte alles keinen Sinn", erzählt Loibl.

Dann las er in einer Fachzeitschrift, dass Metzger im Ausland gute Chancen hätten. Wenn es um die Wurst geht, sind Deutsche weltweit führend, Deutsch ist sogar Fachsprache. Über die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (ZAV) der Arbeitsagentur fand Loibl eine Stelle als Produktionsleiter in einem Metzgereibetrieb mit 180 Angestellten. Das Unternehmen stellt deutsche Spezialitäten für die Oberschicht Südafrikas her - und billige Wurst

und Trockenfleisch für die schwarze Bevölkerung. Ein Stück Heimat holt sich Franz Loibl bei der Arbeit zurück: "Seit ich hier bin, gibt es wieder eine richtige Kruste auf dem Leberkäs, und die Weißwürste werden jede Woche frisch gemacht."

Monika Varnhagen, Direktorin der ZAV, sieht in der zunehmenden Zahl der Auswanderer einen Trend: "Dass Menschen weltweit nach Arbeitsplätzen suchen, ist nur eine logische Folge der Internationalisierung. So wie Unternehmen mehrere Standorte aufbauen, so reagieren auch die Menschen auf den Markt. Dieser Trend wird sich noch verstärken."

Manager, Studenten, Wissenschaftler, abenteuerlustige Globetrotter - die waren schon immer mobil und sind gern für ein paar Jahre ins Ausland gegangen. Die neuen Auswanderer sind gut qualifizierte, aber einfache Leute: Maurer, Dachdecker und Kellner, Bauern, Erzieher und Pfleger. Sie verfügen weder über Beziehungen, noch haben sie Stipendien, sie sprechen kaum Englisch, und alles, was sie anzubieten haben, sind ihr Mut und ihr berufliches Können. Das aber zählt viel im Ausland: Australien wirbt beispielsweise seit August in einer großen Kampagne deutsche Fachkräfte an. Und der Maurer Thomas Reiche ist in seinem Übungsbuch "Ny i Norge" (Neu in Norwegen) zwar nie über Kapitel vier hinausgekommen. Doch weil sein Chef schnell merkte, dass der Neue aus Tyskland sein Handwerk versteht, bekam Reiche einen festen Vertrag. 21 Euro verdient der Maurer in der Stunde, "in Deutschland gibt's auf dem Bau selten mehr als acht Euro".

Reiche steht auf einem Baugerüst hoch oben über Fredrikstad. Unter ihm drängeln sich Holzhäuschen in Rot, Gelb und Weiß an den Fels, in der Ferne spannt sich eine Brücke über die Glomma, die hier in den Oslo-Fjord mündet. Mit dem Rücken zur Aussicht verputzt Reiche das neue Haus des Bürgermeisters. Am Abend wird es "overtid" geben - Überstunden. Doch Chef und Kollegen planen erst mal das nächste Wochenende. "In Deutschland kämpft jeder um seinen Arbeitsplatz auf dem Bau, da ist man nicht mit Kollegen befreundet", sagt Reiche. Ganz anders in Manstad: Abends kommen die Kollegen gern mal auf eine Dose Pils vorbei; mit Espen, dem jüngeren Sohn seines Chefs, angelt Reiche manchmal. Wenn der älteste Sohn André mit seiner Musikkapelle spielt, geht die ganze Firma hin. "Wir sind eine große Familie."

Mittlerweile verstehen die Norweger sogar, was der kleine Mann aus Sachsen zu ihnen sagt. Reiche hat in seinem Leben drei Monate Englisch und ein paar Wochen Norwegisch gelernt, doch er sammelte seine Sprachbrocken zusammen und fing einfach an zu sprechen. Das Ergebnis ist sein ganz eigenes Kauderwelsch.

"You skriver das", heißt: "Schreib das auf." Und wenn Reiche auf Deutsch Fliesenleger sagt, hören seine Kollegen mit etwas Gespür das norwegische fliselegger heraus.

Am Anfang war der Maurer oft einsam. Weil er sich nicht ausdrücken konnte, telefonierte er stundenlang nach Deutschland. Heute versteht er sogar die Witze auf der Baustelle. Nur offizielle Schreiben sind ein Problem. Vor kurzem erst bekam Reiche einen Hausarzt zugewiesen, weil er das Formular nicht verstanden hatte, auf dem er sich einen Arzt hätte aussuchen können. "Das ist jetzt bestimmt der schlechteste", brummelt Reiche.

Weder die Hoffnung auf den Karrieresprung noch pure Abenteuerlust treibt die neuen Auswanderer. "Heute ist Hartz IV der Knackpunkt", sagt Gudrun Pieper. Sie leitet das Europa-Service-Center Sachsen in Pirna - eine von 16 Anlaufstellen für Männer und Frauen, die im europäischen Ausland arbeiten wollen. "Wenn der Abstieg auf Sozialhilfeniveau droht, beginnen selbst verwurzelte Menschen zu überlegen, ob sie in anderen Ländern nicht bessere Karten hätten."

Die Europa-Service-Center, die es erst seit Anfang des Jahres in jedem Bundesland gibt, entwirren das Dickicht rund um Arbeitsmöglichkeiten in Europa. Vorher waren Stellenvermittlung und Beratung getrennt, jetzt sind sie in den Centern vereint. Jobs im außereuropäischen Ausland bietet die ZAV in Bonn. Darüber hinaus beraten Wohlfahrtsverbände zu Visa-Formalitäten und Sozialversicherungsfragen in Europa und weltweit.

Der Bedarf an Information und Arbeit ist gewaltig: So meldet die Hotline der ZAV mit jährlich über 60.000 Anrufen neue Rekorde. Zwischen 2003 und 2004 stieg die Zahl der Vermittlungen um fast 50 Prozent. In Pirna informiert die Arbeitsagentur inzwischen zweimal im Monat über Chancen in Europa und organisiert Jobbörsen, bei denen Firmen aus der Schweiz, Österreich oder den Niederlanden deutsche Arbeitskräfte anwerben wollen.

### **Doch nicht jeder traut sich,**

das heimische Sofa zu verlassen. "Wer geht, das sind die Aktiven. Vermutlich genau die, die auf dem deutschen Arbeitsmarkt noch die besten Chancen hätten", sagt Martin Werding, Experte für Sozialpolitik beim Münchner Ifo-Institut. Die Arbeitslosigkeit, so Werding, reiche inzwischen auch in gut qualifizierte Schichten hinein. Viele Akademiker nähmen deshalb ihre kostenlose deutsche Universitätsausbildung mit in ein Boomland wie Irland und versuchten dort ihr Glück. "Wir müssen dringend etwas am Arbeitsmarkt tun," sagt Martin Werding.

Zum Beispiel aufhören, Menschen zu bestrafen, weil sie arbeiten. Eberhard Tomalla aus Hildesheim ist gelernter Dachdecker. Gern hätte der 42-Jährige seinen Meister gemacht. Aber monatelang keinen Cent verdienen und stattdessen Schulgeld zahlen - das war für ihn nicht drin. Trotzdem nahm er Aufträge an, für die er den Meister gebraucht hätte, was streng verboten ist. Es folgten: Wohnungsdurchsuchung, Polizei, Gewerbeaufsichtsamt, Ordnungsamt, Gerichtsverfahren. "Ich musste eine Strafe zahlen, die ich heute noch abstottere", sagt Tomalla. Die Kunden blieben aus. "Ich war total am Ende. Es blieb mir nur das Sozialamt oder das Ausland", sagt der Dachdecker.

Seit März 2004 arbeitet er in Den Haag. Dort hat er sein eigenes Gewerbe angemeldet und so viele Aufträge, dass er im nächsten Jahr drei Leute einstellen will. "Das können auch Deutsche sein", sagt Tomalla. Er mag die holländische Mentalität. "Hier darf ich endlich alles machen, was ich kann - obwohl ich keinen Meistertitel habe." Was er künftigen Auswanderern empfiehlt: "Dass sie die deutsche Denke zu Hause lassen. In den Niederlanden entscheiden die Leute viel schneller, unkomplizierter. Daran muss man sich gewöhnen, aber ich finde das richtig gut."

Wer in europäischen Ländern bleibt, hat es meist leichter als jene, die sich ganz weit in die Ferne wagt. "Ich erlebe jeden Tag wieder einen Kulturschock", sagt Metzger Loibl. Die Fleischwölfe in der Fabrik in Johannesburg rattern. Der Boden ist nass vom Reinigen der großen Wannen, um ihn herum wuseln 180 Mitarbeiter, die meisten Schwarze. Englisch zu sprechen strengt Loibl an. Doch den Job betrachtet er als Herausforderung. "Am Anfang habe ich mir den Respekt von den Arbeitern schwer erkämpfen müssen", sagt der Niederbayer und stemmt die Hände in die Hüften. "Die Arbeitsmoral ist ganz anders hier. Egal, ob es Schwarze oder Weiße sind, sie nehmen die Arbeit nicht so ernst wie wir Deutsche. Oft bin ich in erster Linie Kindergärtner. Wenn mir dann noch etwas Zeit bleibt, mach ich auch mal ein paar Würstel."

Auch Anke Töppich, 33, musste sich an die neue Situation mühsam gewöhnen. In der Wintersaison wird in Tirol hart gearbeitet. Anke Töppich kellnert dann von 8 bis 14 Uhr und von 18 bis 22 Uhr, sechs Tage die Woche. Dazwischen versucht sie, das Familienleben mit drei Kindern und Mann unter einen Hut zu bringen. Immerhin sieht sie ihren Mann bei der Arbeit, sie kellnern im selben Hotel. Ihre Kinder sieht sie seltener. Ihr neunjähriger Sohn ist geistig behindert und besucht eine Ganztagschule. "Er hat sich hier am besten eingefunden", sagt die Berlinerin.

Auch die beiden Älteren, 13 und 15, haben Anschluss gefunden. Sie

selbst jedoch noch nicht. Zähne zusammenbeißen und daran denken, dass andere hierher fahren, um Urlaub zu machen: Das ist das Anti-Heimweh-Rezept der Mutter. Sie weiß, dass Auswandern nicht jedermanns Sache ist: "Ich hab schon so viele junge Dinger weinend wieder heimfahren sehen. Nicht jeder verträgt es, so weit weg von zu Hause zu sein."

Die Familie in der Heimat, den Job im Ausland: Das zu vereinbaren ist schwierig. Wer es versuchen will, fällt bei einigen Vermittlern sofort durchs Raster. Die Sehnsucht kommt schnell, und die Fahrt nach Hause ist nicht nur teuer, sondern kostet auch Arbeitszeit. Die beste Lösung ist, die Liebsten mitzunehmen - wenn die denn wollen.

Die Familie des Maurermeisters Thomas Reiche traut sich noch nicht recht, den Kulkwitzer See gegen den Oslo-Fjord einzutauschen. Reiche Frau macht daheim gerade ihr Examen als Altenpflegerin; sie hat umgeschult, weil sie sich einen besseren Job erhoffte. Bald wolle sie nachkommen, hat sie gesagt. "Du darfst da nicht lange überlegen. Du musst einfach sagen: Gut, ich gehe", sagt Thomas Reiche. "Sonst gehste nie." Er selbst hat nach eineinhalb Jahren Fernbeziehung und horrenden Telefonrechnungen keine Lust mehr, allein zu sein. Er hat schon ein Haus ausgeguckt, das leer steht. Groß, weiß, mit blauen Fensterläden, für sich, seine Frau, die Stieftochter, deren Mann und Kind. Der arbeitslose Schwiegersohn ist Zimmermann. "Der würde hier sofort was finden."

Für Franz Loibl wäre die Auswanderung ohne Familie überhaupt nicht denkbar gewesen. In Südafrika ist es schwierig, sozialen Anschluss zu finden. Schon die Fleischfabrik ist eine kleine Festung. Streng abgeschirmt von außen, strikt überwacht von innen. Überall hängen Kameras. Ähnlich geht es im Privatleben weiter. Zäune, Mauern, Gitter. "Wir sitzen hier im goldenen Käfig", sagt Loibl. Seine Söhne sausen mit den Fahrrädern um den Pool, auf die Straße rauszufahren ist zu gefährlich.

Lisa Loibl vermisst ihre Freundinnen. Sie ist mit ihnen aufgewachsen, traf sie jede Woche in einem netten Café, plauderte über Fernsehserien, einen neuen Roman oder über die Kinder. Wenn sie durch die Innenstadt von Johannesburg fährt, sieht sie heruntergekommene Gebäude, arbeitslose Menschen, bettelnde Straßenverkäufer. Nachdenklich blickt sie durch die Autoscheiben: "Der kulturelle Hintergrund ist so komplett anders, dass es fast unmöglich ist, jemand zu finden, der so tickt wie ich."

Trotzdem: Die Kinder, glauben Franz Loibl und seine Frau Lisa, profitieren am stärksten von der Auswanderung. Der achtjährige

Konstantin hatte in der Schule keine Probleme, Englisch zu sprechen und Freunde zu finden. Leo, 3, singt stolz ein englisches Lied, das er gerade gelernt hat, und legt als Zugabe einen Purzelbaum hin. Er wird später nicht von Auswanderung sprechen, sondern von Umzug - ein Kinderspiel, so einfach wie ein Purzelbaum.

Lisa Nienhaus, Andrea Rexer

Mitarbeit: Doris Schneyink